

Taufe – Trauung – Beerdigung

*Gottes Wort zu den Stationen des Lebens**

I.

Mit einem kleinen Seufzer müssen wir beginnen. Der – dem Bibelarbeiter aufgegebenen – Kasualbezug könnte die Auslegung störend vorprogrammieren. Es gilt ja für alles Bibelstudium: der Text muß sagen dürfen, was er sagen will, ohne alle Bevormundung. Die Situation, in die hinein er spricht, darf nicht zum zweiten Text werden – eine wichtige hermeneutische Grundsatzentscheidung.

Es könnte allerdings sein, daß der Text von vornherein auf den Kasus zielt: auf Taufe, Trauung, Beerdigung. Wäre dies der Fall, so wäre auch damit noch nicht entschieden, daß ein solcher Text für die kasuelle Situation in unserer kirchlichen Praxis geeignet wäre. Diese verlangt kurze Texte. (Wir sind uns der Gefahr der Mottopredigt bewußt.) Der kasuelle Rahmen erlaubt nicht grundsätzliche Ausführungen. Sie gehören in das seelsorgerliche Vorgespräch, ja, sie haben ihren Ort in der gesamten Verkündigung der Gemeinde. Die Kasualpraxis greift ins Leere, müßte sogar entarten, wäre ihr Wurzelboden nicht das gesamte Leben der Gemeinde. (Wie steht es damit bei uns?)

Auch der Text einer einzigen Bibelarbeit kann nicht das Ganze umfassen. Die Taufe, auf die unser erster Text bezogen ist, hat ja mehrere Elemente oder Facetten: Sündenvergebung – Geistverleihung – Geburt „von oben“ (Wiedergeburt) – Einleibung in Christus (Kirche) – Teilhabe an Christi Tod und Auferstehung – „Versiegelung“. Mit dem Mut zur Beschränkung wählen wir einen hierher gehörigen Text aus: **Kolosser 3,1–10**.

„Taufe“ kommt im Text nicht vor. In 2,12 ist das Stichwort gefallen, mit bedeutsamem Bezug auf die Beschneidung (2,11). „In Christus beschneiden“ – in einer nicht mit Händen vollzogenen Beschneidung, heißt es dort, und sofort ist dort die Rede vom Begrabensein und Auferstandensein mit Christus. Die Taufe verbindet uns aufs engste mit dem Herrn; man

* Bibelarbeiten bei den Theologischen Tagen des Martin-Luther-Bundes in Gallneukirchen am 22., 23. und 24. Oktober 1991.

muß nur einmal das Kapitel 2 daraufhin durchgehen: „in welchem“ (3), „in ihm“ (6), „in ihm“ (11), „mit ihm“ (13), „in Christus“ (15,17), „mit Christus“ (20). Taufe ist Eingliederung in Christus (1,18), Einleibung in ihn. Dies ist der Generalnenner für alle Aussagen über die Taufe.

Darauf muß die Taufpredigt achten: es geht in der Taufe nicht um das natürliche Leben: seine Behütung, Entwicklung, sein Wachstum, seine Bewahrung, Absicherung o. ä. Es ist damit zu rechnen, daß solche, die für ihr Kind oder für sich selbst die Taufe begehren, einfach an die Absicherung ihres kreatürlichen Lebens denken. „Man kann ja nie wissen ...“ Wer ein „geistlicher Rabauke“ ist – gibt es so etwas? –, könnte mit dem Gegenteil dreinfahren: die Taufe bringt den adamitischen Menschen um! Sagen wir es – nur wenig behutsamer – mit Luther (im Sermon vom Sakrament der Taufe, 1519, WA 2,727ff; MA 1,364): „Wer getauft wird, der wird zum Tod verurteilt, als spräche der Priester, wenn er tauft: Sieh, du bist ein sündiges Fleisch; drum ersäuf ich dich in Gottes Namen und verurteile dich zum Tod in demselben Namen, daß mit dir all deine Sünden sterben und untergehen.“

Das ist geradezu ein Schreckschuß. Hier ist mutige geistliche Einsicht nötig. Betrachten wir in unserem Kolosser-Text zunächst Vers 3: „Denn ihr seid gestorben.“ Viele nehmen das bildlich, sie fügen heimlich „gewissermaßen“ oder „gleichsam“ hinzu und sind dann vielleicht schnell bei Goethes „Stirb und werde“. Wer wollte hier widersprechen? Altes, Verkehrtes, Unbrauchbares aufgeben und dafür Neues erstreben, suchen erkämpfen – das gehört zum Humanum. Versteht sich: alles im Rahmen der menschlichen Fähigkeiten und Möglichkeiten. „Hol raus, was drin ist!“ Nur: das, worauf es ankommt, das *ist* eben nicht „drin“! Das Christsein ist nicht eine besonders glückliche Variante des natürlichen Menschseins. Religiös-moralische Umfunktionierung des alten Menschen? Ein neues Lied auf dem alten Instrument? Nein, die Taufe reißt uns in ein neues Sein. Wie denn das Reich Gottes nicht die optimierte Weltgestalt ist, sondern das eschatologisch zu verstehende Neue. Das neue Leben, das uns in der Taufe zuteil wird, ist das Leben des für uns auferstandenen Christus. „Christus – mein Leben“ (Phil 1,21). „So lebe denn nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2,20). „Alle, die wir auf Christus Jesus getauft sind, die sind in seinen Tod getauft“ (Röm 6,3); wie man sich in Röm 6 das neue Leben zu denken hat, ist eine etwas komplizierte Frage, die wir diesmal beiseite lassen können. Eindeutig ist Kol 2,12: Mit Christus „seid ihr auferstanden durch den Glauben“. Man kann es auch so ausdrücken: „In Christus“ – wieder diese Formel! – ist man „eine neue Kreatur“ (II Kor 5,17); da hat eine neue Schöpfung begonnen. Verdeut-

lichen wir es noch einmal: nicht Renovierung der alten Schöpfung, sondern Abbruch und Neubau. Die Verbundenheit mit Christus macht es. „Ist einer für alle gestorben, so sind sie alle gestorben“ (II Kor 5,14). Christus für uns, in uns, wir in Christus: es soll uns forthin nicht mehr ohne ihn geben und ihn nicht ohne uns. Mit ihm verbunden, sagt der neue Text in Röm 6,5; mit ihm „verwachsen“ heißt es im Urtext.

Hier wird unserer Bereitschaft zum Verstehen einiges zugemutet. Ich denke, wir tun nicht gut daran, diesen Aussagen die Ecken und Kanten abzuschleifen. Wir kennen uns als den „alten“ Menschen; der Spiegel zeigt ihn uns. Wie ist der „neue“ Mensch, der Mensch-in-Christus, die „neue Kreatur“ zu beschreiben? Ernst Lohmeyer gebraucht den Ausdruck: „Doppelgänger“, Albrecht Oepke spricht von einem „Doppel-Ich“. Verwunderlich, aber wahr: es gibt mich zweimal! Es gibt mich als den Menschen der ersten Schöpfung – „in Adam“, Röm 5,12ff; I Kor 15,21.47 –, und es gibt mich, indem ich mit Christus auferstanden bin, in Christus, dem „neuen Adam“, wozu dieselben Stellen zu vergleichen sind und Gal 2,20: „So lebe nun nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir“. Wieso das – wo ich doch gar nichts davon sehen kann?

Jetzt endlich können wir in V. 3 unseres Textes fortfahren (hoffentlich ist uns inzwischen die Geduld nicht ausgegangen!). „Ihr seid gestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christus in Gott“. Dieser Doppelgänger, der meinen (in der Taufe genannten) Namen trägt, ist ebenso unsichtbar und nicht-feststellbar wie der auferstandene Herr. Wie sagt Luther in der Römerbriefvorlesung (1515/16)? „Haec vita non habet experientiam sui“ (dieses – neue – Leben hat keine Erfahrung von sich selbst). Wie ich an den auferstandenen Christus *glaube*, so *glaube* ich auch mein neues Leben. Es ist ein ständiger transitus („Überschritt“). Mit W. von Loewenich geben wir Luthers Sicht wieder: „Gott ist der Deus absconditus (= der verborgene Gott), der Glaube ist argumentum rerum non apparentium (Gewißheit von Wirklichkeiten, die nicht sinnlich wahrnehmbar sind), das Leben der Christen ist verborgen.“ Es ist eben zweierlei: wie ich mich sehe und bin – und wie Gott mich sieht. Man sage nicht, das zweite sei weniger real als das erste. Gottes Sehen und Sagen ist schöpferisch! Sieht Gott mich „in Christus“, dann sieht er mich eben als die „neue Kreatur“, und wenn ER mich so „sieht“, dann „*bin*“ ich es auch!

„Euer Leben ist mit Christus verborgen in Gott.“ Es mag sein, wir sind nicht schnell bereit, hier zuzustimmen. Wir werden entgegenen (vielleicht unter Berufung auf V. 5–10), daß das Christsein doch im gelebten Leben handfeste Konsequenzen haben muß, und dafür gibt es im Neuen Testament zahlreiche Belege. In der Tat, es ist so; wir werden noch darauf

kommen. Zunächst jedoch müssen wir bei der Aussage vom verborgenen Christenleben stehenbleiben. Die Heiligen wissen nicht um ihr eigenstes Leben. Nicht nur so, wie Jesus sagt: die linke Hand soll nicht wissen, was die rechte tut. Sondern noch in einem tieferen Sinn. Daß mit der Rechtfertigung auch die Erneuerung unseres Lebens gegeben wird, das ist zwischen der römisch-katholischen Kirche und uns nicht strittig. Das Problem liegt darin, welchen „Ort“ die Erneuerung hat. Auch wenn der Pietismus uns auf die Realität der Wiedergeburt hinweist, stimmen wir zu. Nur: wir müssen auf die „Verborgenheit“ des neuen Lebens hinweisen. Wer seine Zugehörigkeit zu Gott und damit seinen „Heilsstand“ an den *Erfahrungen* ablesen will, die er mit sich selbst macht, kann nur in Anfechtungen geraten. Der junge Luther hat's versucht. Er mußte feststellen, daß er damit nur in die *superbia* (= Hochmut) gerät – oder in die *desperatio* (= Verzweiflung). Christus ist unsere Gerechtigkeit. Von mir her gesehen, vom Menschen her, wie er sich selbst erfährt, ist die Gerechtigkeit ein „Externum“, d. h.: sie hat ihren Ort „außerhalb“ von mir. Noch lebe ich ja „im Fleisch“ (Gal 2,20b). Noch ist ja nicht sichtbar geworden, was wir sein werden (I Joh 3,2).

Also führen wir ein Doppelleben? Also trottet der alte Adam seinen bösen, heillosen Weg weiter und beruhigt sein Gewissen damit, daß, unsichtbar und tief verhüllt, sein neues anderes Ich im Sonnenlicht der Auferstehungswelt lebt? Nein, so ist es nicht gemeint. Als die mit Christus Auferstandenen „sucht, was droben ist, wo Christus ist“. Es ist nicht so, daß der alte und der neue Mensch – beide tragen meinen Namen – in den verschiedenen Räumen – mehr oder weniger parallel – nebeneinander herlaufen, der eine mit Christus verbunden, der andere in seiner alten Heillosigkeit. Wir „trachten nach dem, was droben ist“ – jedenfalls werden wir dazu aufgerufen. „Droben“? Wir wissen, daß wir es nicht räumlich verstehen dürfen – im Schema des Dreistockwerk-Weltbildes. „Wo Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes“. Und „die Rechte Gottes“, das hat uns schon Luther gelehrt, ist, räumlich gesehen, *überall*. Also sind wir, nach „droben“ trachtend, nicht Hans Guck-in-die-Luft. Wohl aber denken wir an unsere Taufe und damit an das, was wir „in Christus“ sind. Man könnte es auch so ausdrücken: Ständig müssen wir an unsere eschatische Zukunft denken. Was wird Gott noch aus mir machen! Was hat er, in Christus, bereits heimlich aus mir gemacht! Wir haben ja, vom „Standort“ unseres Getauftseins her gesehen, „den alten Menschen mit seinen Werken ausgezogen“ – wie ein verschlissenes Kleid – „und den neuen angezogen, der erneuert wird“ – ein laufender Vorgang! – „nach dem Bild dessen, der ihn erschaffen hat“. Man könnte es so ausdrücken: Nehmt eure Zukunft ernst!

Worum es hier geht, sagt eine – wenig zitierte, der Gemeinde meist unbekannte – Stelle aus dem II Kor (3,18): Wie in einem Spiegel sehen wir die Herrlichkeit unseres Herrn, und dieses Doxa-Bild Christi wirkt verwandelnd auf uns ein. Wir müssen noch einen Augenblick bei dieser Aussage bleiben. Wer in einen Spiegel blickt, erwartet ja eigentlich, sich selbst zu sehen; aber da blickt uns überraschend Jesu Bild an – und das verändert uns. – Den Satz vom Ernstnehmen unserer Zukunft kann man sich auch noch anders verdeutlichen. Paulus sieht sich selber – als der von Christus Ergriffene! – dem, was er sein soll und wird, „nachjagen“ (Phil 3,12). Er lebt im Fleisch – aber eben im Glauben an den Sohn Gottes (Gal 2,20).

Eine von mir anderwärts schon „verkaufte“ Story mag es veranschaulichen. Drei Studenten sitzen in einem Café. Der eine sagt: „Ich möchte ein Vogel sein, da könnte ich fliegen.“ Da meint der andere: „Ich möchte zwei Vögel sein, da könnte ich hinter mir herfliegen.“ Darauf der dritte: „Und ich möchte drei Vögel sein, da könnte ich mich hinter mir herfliegen sehen.“ – So sieht der Christ sich selbst.

Habe ich das Märchen vom Gänseliesel richtig behalten? Der junge König hat das Gänseliesel entdeckt und liebgewonnen. In vier Wochen will er wiederkommen und das Mädchen zur Hochzeit auf sein Schloß holen. Bis dahin ist das Leben der Erwählten des Königs noch „verborgen“ – aber alle Gedanken und alles Plänemachen ist auf das Kommende gerichtet. Die Zukunft verwandelt die Gegenwart. Getaufte Christen sind Menschen, die darauf warten, daß Christus, ihr Leben, „sich offenbaren wird“ – und dann werden auch sie „offenbar werden mit ihm in Herrlichkeit“.

II.

Im Superintendenturbezirk Leipzig-West haben im Jahre 1990 insgesamt 39 Trauungen stattgefunden; auch bei den standesamtlichen Eheschließungen sind die Zahlen rückläufig. Das Hochzeitslied aus „Lohengrin“ erklingt nur noch auf dem Bildschirm: „Treulich geführt“. Das Programm: „Ehe ohne Trauschein“ enthält immerhin noch das Wort Ehe; wer es so hält, versichert uns, es sei mit der festen Bindung auch ohne äußere Form ernst gemeint. Aber auch das ist vielen noch viel zu „moralisch“. Ein antinomistisches (= aller festen Ordnung abholdes) und dazu ein rein aktualistisches (= nur auf das jeweils sich Ereignende ausgerichtetes) Denken und Handeln will „Liebe“ eben so und nicht anders erleben und praktizieren, wie der Augenblick sie anbietet.

Zwei Grundeinstellungen, scheint mir, sind dabei vorrangig wirksam. Einmal eine tiefe Abneigung gegen alles Institutionelle. Unser Jahrhundert hat das Marschieren in Reih und Glied und das Beanspruchtsein vom Übergreifenden, man muß auch sagen: Überpersonalen in einer so vernichtend-katastrophalen Weise erlebt und erlitten, daß die „heilge Ordnung“, die „segensreiche Mutter“ grundsätzlich verdächtig und schädlich geworden ist. Der Libertinismus ist – verständliche – Reaktion auf lästige und verderbenbringende Zwangsordnungen. Ordnung gilt als Zwang. Man sucht in der eigenen Lebensführung die Improvisation. Auch in der Liebe.

Hinzu kommt eine zweite Illusion. „Ich brauche kein Gesetz, ich kann mich auf mich selbst verlassen.“ Darin kann liegen, daß, wer so redet, von naivem Glauben an die eigene Verlässlichkeit erfüllt ist. Man hält sich für „des rechten Weges wohl bewußt“. Wer in der Bibel zu Hause ist, weiß jedoch, daß dieses Selbstvertrauen Illusion ist. Wir kennen uns: wenn uns Schwachheit anfällt, haben wir meist „gute Gründe“ parat, die das Abirren rechtfertigen sollen. Wir werden dann blind für unseren eigenen Zustand, blind auch für das, was wir dem anderen Menschen antun. Es tut dem Sünder gut, daß das Gebot da ist, das ihn unterweist und warnt, und die Ordnung, die ihn – jenseits der Schwankungen seines fehlsamen Gewissens und seines wetterwendischen Herzens – trägt und hält. Der Sänger des 119. Psalms weiß sich in Gottes Geboten geborgen und preist Gott dafür.

Über all dies hinaus haben wir es freilich mit Einstellungen zu tun, in denen die feste Bindung in der Ehe nicht nur ent-institutionalisiert und durch anthropologische Illusionen gefährdet, sondern überhaupt negiert wird. Ehe, sagt man, sei der Tod der Liebe. Die Dauerbindung an den anderen Menschen sei wegen der (unvermeidlichen) Enttäuschungen, die man mit ihm erlebt, nicht durchzuhalten, und – man muß noch weitergehen – die Liebe braucht das Abenteuer; ihr Reiz, ohne den sie schal und langweilig wäre, braucht ständig neues Entdecken, Gewinnen, Erobern, Verführen. Innerhalb der Ehe, sagt man, könne dies nicht geschehen; die Langeweile sei in ihr vorprogrammiert. In der Schule Jesu sieht man es ganz anders: wir werden es noch wahrnehmen. Daß die Menschen unserer Zeit erotisch besonders begabt wären, kann man nicht sagen. Im Gegenteil: wer sich durch Porno an- oder abschleppen lassen muß, gesteht ja nur seine Pleite ein. Wilder Sex ist erotische Stümperei. Der Schöpfer, der uns die Liebe als eine der schönsten Schöpfungsgaben anerschaffen hat, hat es sich anders gedacht.

Wir müssen, ehe wir zum Text kommen, noch eine Vorbemerkung machen. Die Bibel ist keineswegs erosfeindlich. Schon wahr: asketische Tendenzen, Strömungen und Lebensentwürfe im Laufe der Kirchen-

geschichte haben sich auf bestimmte Aussagen der Bibel, besonders des neuen Testaments, berufen können. Kann sein, daß jemand – wie Jesus selbst – um des Himmelreichs willen allein bleibt (der Wortlaut in Mt 19,12 klingt, wie manches Jesuswort, auffällig „gewaltsam“ und ist so mißverstanden worden). Kann sein, daß jemand um der „Not“ der letzten Zeit willen meint, unverheiratet bleiben zu sollen (so der Rat des Paulus I Kor 7, besonders 26). Ehe als Zugeständnis an menschliche Schwachheit (I Kor 7,1ff): das ist eine zugespitzte Äußerung des Apostels, die man im Zusammenhang der korinthischen Diskussion um Libertinismus und Askese sehen muß. Askese darf, christlich gesehen, nicht in gnostischer Weltverachtung begründet sein; sie kann sinnvoll sein als Training der Freiheit. Wem der Paulus von I Kor 7 zu scharf redet, der sei an Eph 5 erinnert: da wird die Verbundenheit Christi mit seiner Gemeinde an der Wirklichkeit der Ehe veranschaulicht. Wie hoch ist da die Ehe bewertet! Zur Heiligen Schrift gehört auch das Hohelied (Bonhoeffer hat uns eindrücklich darauf aufmerksam gemacht).

Die Traupredigt – und besonders das sie vorbereitende Traugespräch (s. o.) – ist vor dem Hintergrund solcher Überlegungen zu führen. Wir werden von Gottes guter, hilfreicher Ordnung zu sprechen haben – und von der auch den Eros durchdringen-wollenden Liebe Christi. „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat – zu Gottes Lob“ (Röm 14,7).

Wir kommen zu unserem Text **Matthäus 19,3–9**.

Der Evangelist überliefert uns ein Streit- und Inquisitionsgespräch. Jesus wird „versucht“, auf die Probe gestellt – in der Absicht, ihn als Ketzer zu überführen. Was äußerlich wie eine „akademische“ Diskussion aussehen mag, gehört in die Konfliktsituation hinein, in der sich der Herr im Grunde immerzu befindet. Das gibt dem Gespräch unverkennbar eine gewisse Schärfe. Aber der polemische Akzent soll uns nicht daran hindern, uns der hier erörterten Sachfrage zuzuwenden. Es handelt sich um ein in der rabbinischen – ethischen und juristischen – Schuldiskussion gängiges Thema. Es ergibt sich aus biblischer Überlieferung. Man liest 5. Mose 24,1ff: „Wenn ein Mann eine Frau nimmt und sie heiratet, wenn sie ihm aber dann nicht gefällt, weil er an ihr etwas Anstößiges gefunden hat, und er ihr eine Scheidungsurkunde geschrieben, diese ihr ausgehändigt und sie aus dem Hause entlassen hat ...“ – ja, was dann? Dann kann sie nach zweiter Ehe nicht zu ihm zurückkehren. Der Text mit seinen vielen „Wenns“ – wir sprechen vom kasuistischen Recht – gibt Fragen auf, schon ehe die „Was-dann“-Frage zu stellen ist.

„Etwas Anstößiges“ – was kann das sein? Der strenge Schammaj meint, nur Unzucht rechtfertigt die Entlassung der Frau (vgl. Mt 5,32; 19,9). Der

weitherzige Hillel sagt: schon ein angebranntes Essen muß als „etwas Anstößiges“ gelten. Und der Rabbi Akiba geht noch weiter: der Anstoß kann schon darin liegen, daß der Betreffende eine andere Frau findet, die schöner ist als die seine. – Die Jesus fragen, befinden sich einfach in dieser Thematik. „Aus irgendeinem Grund?“ Wenn Jesus hier zustimmte, stünde er auf der Seite des Hillel oder gar des Akiba. Damit wäre bestätigt, was man Jesus immer wieder vorgeworfen hat: er gehe mit Gottes Gesetz leichtfertig um, er mißachte es, er löse es auf.

Da ist es nun viel mehr als kluge Taktik des Streitgesprächs, wenn Jesus sich auf die Schrift beruft. Sogleich deren erstes Kapitel (1. Mose 1,24) sagt es ja, wie Gott den Menschen als Mann und Frau erschaffen und wie er beide Geschlechter aneinander gebunden hat. Die Ehe vereinigt sie so stark, daß man Vater und Mutter verläßt und „ein Fleisch“ wird – es wird nachher noch davon zu reden sein, was das bedeutet. Mann und Frau in engster Gemeinschaft. So hat es der Schöpfer „im Anfang“ gesetzt, geordnet, gewollt, gegeben. Worum auch immer jüdische Schriftgelehrsamkeit sich streiten mag: vom biblischen Ur-Datum ist auszugehen. Alles Glaubensdenken ist dem verpflichtet.

Was folgt daraus für die Praxis? Zunächst ganz einfach dies, daß wir mögliche Ehescheidungsgründe nicht diskutieren sollen, sondern anerkennen: Gott will überhaupt keine Scheidung. Gott hat die beiden Menschen so zusammengefügt, daß sie ein Ganzes geworden sind. Mag auch die Ehe im „Consensus“ der beiden Menschen zustande gekommen sein („consensus facit nuptias“, sagt das römische Recht): der sie Zusammenfügende ist Gott selbst; seine heilige Ordnung hat sie zusammengefügt und will sie beieinanderhalten. Wir vergleichen 5,27ff: Jesu authentische Auslegung des 6. Gebotes. – Und wir denken daran, daß auch Paulus – in der Auseinandersetzung mit korinthischen Radikal-Asketen – an der Unauflöslichkeit der Ehe grundsätzlich festhält, und dies unter ausdrücklicher Berufung auf Jesus (man sollte endlich aufhören zu behaupten, daß Paulus am irdischen Jesus nicht interessiert sei), wobei er (durch das ganze Kapitel) paritätisch denkt, also sowohl von der Scheidung der Frau vom Manne als auch von der Verstoßung der Frau durch den Mann spricht (I Kor 7,10ff).

Die Rabbinen fragten: aus „jederlei Ursache“? Jesus sagt: überhaupt nicht scheiden! Er läßt sich auf ihre kasuistische Differenzierlust überhaupt nicht ein. – Damit könnte das Streit- und Inquisitionsgespräch zu Ende sein. Aber es geht weiter.

Auch die Gegner berufen sich auf die Schrift, nämlich auf Mose. Wir hörten schon (s. o.), daß Mose verlangt, der Mann habe, wenn er die Frau entläßt, einen Scheidebrief zu schreiben – die Scheidung bedarf also einer

bestimmten Rechtsgestalt –, aber eben damit ist ja gesagt: es kann Ehescheidung geben! Ist Jesus widerlegt?

Er beharrt darauf: Ehescheidung, der eine andere Eheschließung folgt, ist Ehebruch (9). So kennen wir Jesu Einstellung schon aus der Bergpredigt (Mt 5,32). Reißt schon die Ehescheidung die Gemeinschaft auseinander, die auf Einheit, Ganzheit und Unverbrüchlichkeit angelegt war, so macht die Wiederverheiratung den Bruch erst recht perfekt: die Wiederherstellung der zerbrochenen Ehe wird ausgeschlossen. Übrigens: genau diese Wiederherstellung, die man eigentlich wünschen müßte, ist dann nach Mose (5. Mose 24,4) unmöglich (wir können jetzt Gründe und Modalitäten dieser Regelung nicht untersuchen).

Wer hat nun recht: Mose oder Jesus? Die meisten Ausleger meinen, Jesu Meinung und Gebot zu treffen, wenn sie sich für Jesu radikales Scheidungsverbot erklären. Ich vermag dem nicht zuzustimmen. Im Sinne Jesu ist auch dem Mose recht zu geben. Man muß nur die verschiedenen Ebenen beachten, auf denen hier gedacht und entschieden wird. Die Denkfür in den V. 8f ist die gleiche wie in der Bergpredigt. „Den Alten ist gesagt: ...; ich aber sage euch: ...“ Der Bergprediger wird leider allzu oft so verstanden, als ersetze er das Gesetz des Mose durch ein neues, durch ein anderes Gesetz. Die Bergpredigt: Grundordnung für Welt und Gesellschaft für die irdische Zukunft, möglichst ab sofort in Kraft tretend? Eine neue Weltordnung, in der die Verhärtung der Menschenherzen nicht mehr berücksichtigt werden muß? Wir lesen ja: Mose hat die Erlaubnis zur Scheidung nur gegeben „eures Herzens Härte wegen“; diese Erlaubnis ist ein Zugeständnis an die sündige Gestalt der Welt bzw. an die sündige Verfaßtheit eurer Herzen. Mose weiß: wo Sünde ist, kann eine Ehe nicht immer durchgehalten werden, ja, man muß damit rechnen, daß der Sünder sie gar nicht durchhalten will. Verhärtung der Herzen – und demzufolge das Unvermögen zum Durchhalten, die Unzugänglichkeit des trotzig-verkrusteten und versteinerten Inneren, wohl auch die Unfähigkeit zum rechten sittlichen Urteil. Damit hat Mose gerechnet. Rechnet Jesus mit dem allen nicht mehr? Kennt er die Menschen so wenig? Oder weiß nicht gerade er, daß wir „arg“ sind (7,11) und der faule Baum nur arge Früchte bringen kann (7,17)? Versteht er sich wirklich als der neue Gesetzgeber der Welt, der mit seinem „Ich aber sage euch“ nicht nur ein neues Zivil-, sondern auch ein neues Strafgesetzbuch einführt? Immer wieder wird die Bergpredigt als neues Gesetz für die alte Welt mißverstanden. Wäre diese Deutung zutreffend, dann gehörten alle Menschen als Mörder vor Gericht (5,21ff); dann wären alle Menschen Ehebrecher (5,27ff); dann dürfte niemand einen Eid schwören (5,33ff); dann wäre der Gewalt kein Widerstand

entgegenzusetzen (5,38ff), auch nicht den Straßen- und Bankräubern, den Terroristen und Bombenlegern, den Hitlers und Saddams. Dann freilich müßte auch eine tiefkranke, aufreibende, person-zerstörende Ehe um jeden Preis aufrecht erhalten werden. Dann müßten wir an der Verhärtung unserer Herzen zugrundegehen.

Jesus sagt und meint es anders. Übrigens auch Paulus, der sich auf Jesu Wort beruft (I Kor 7,10, vgl. V. 25), rechnet mit der Möglichkeit der Scheidung (I Kor 7,15). Unter den Bedingungen des sündigen Lebens in der korrupten Welt kann Ehescheidung unvermeidlich sein. Daß Herzhärtigkeit (vgl. Ps 81,13; Jer 11,8) künftig abgeschafft sei, meint Jesus nicht. Es kann ein Liebesdienst sein, dem Bösen Widerstand entgegenzusetzen; es kann ein Zugeständnis der Liebe sein, wenn man Menschen gestattet, auseinanderzugehen; dann z. B. wenn sie sich gegenseitig kaputtmachen. – Dennoch: was zugestanden wird, um Schlimmeres zu verhüten, kann nicht die Norm sein. „Von Anfang an“ (8b) war es anders, sollte es anders sein. „Anfang“, das ist nicht ein erster Tag der Menschheitsgeschichte, sondern der – über allen Tagen dieser Geschichte stehende, in unser aller Menschenleben gültige – „Ursprung“. Das, was die dogmatische Sprache „Urstand“ nennt, ist – als Gottes Wille und „Konzept“ – allgegenwärtig. „Von Anfang an ist's nicht so gewesen“, d. h.: Gott hat es sich anders gedacht. Sein „Entwurf“ für das Miteinander von Mann und Frau sieht vor, daß sie „ein Fleisch“ werden. Man muß die Sprache der Bibel verstehen: im Blick ist nicht speziell der Akt leiblicher Gemeinschaft, sondern das totale Einswerden (unbeschadet des personalen Gegenübers, das nicht ausgelöscht werden soll). „Fleisch“ heißt in der Bibel oft soviel wie „Lebewesen“ – wobei dann „alles Fleisch“, z. B. in 1. Mose 6,12, die ganze Menschheit meinen kann. In unserem Zusammenhang sollten wir „Fleisch“ am besten mit „Lebenseinheit“ wiedergeben. In der Ehe sind Mann und Frau – Frau und Mann – ein unteilbar Ganzes. Man denke an Eph 5,28: „So sollen die Männer ihre Frauen lieben wie ihren eigenen Leib. Wer seine Frau liebt, der liebt sich selbst“ – weil sie ein Stück von ihm ist wie er ein Stück von ihr. Sieht man die eheliche Gemeinschaft so, dann ist Scheidung ein Gewaltakt, eine Amputation. Ganzheitliche Liebe sagt: nur du – dein Weg ist auch der meine – dein Schicksal ist meins – ich bin für dein Glück verantwortlich – ich möchte nicht glücklich sein, wenn du es nicht bist. Wir sagten eingangs, die unter uns verbreitete Sexualpraxis sei Stümperei. Wenn es nach dem geht, was Gott sich gedacht hat, suchen zwei Menschen in der leiblichen Vereinigung nicht bloß Lust und Abenteuer – an der Freude des Erotischen soll ja gar nicht herumgemäkelt werden –, sondern sie suchen das Innerste des ande-

ren, und sie schenken sich selbst in dieses Ganze hinein in der (ganzheitlichen) Hingabe ihres eigenen Herzens.

Was wir zu predigen haben, ist also nicht „Moral“. Geht es in Fernsehdiskussionen um das Thema Liebe, dann löst das Stichwort Moral meist ein hämisches Lachen aus. Da denkt man an den warnend erhobenen Zeigefinger oder an menschenverachtende Entrüstung. „Moral“ bietet unendlich Stoff für Komödien. Auch wir wenden uns gegen Verlogenheit, „Kleinkariertheit“, pharisäische Menschenverachtung, Prüderie. Aber es gibt in den Dingen der Liebe auch Tabus. Wir erleben oft zynische Unverblümtheit und Unverhülltheit – im übertragenen und eigentlichen Sinne –, die das Mysterium schändet, das zum Glück der Liebe gehört, wie Gott sie sich gedacht hat. Gottes Gebot will nicht moralische Enge, aber Gott will, daß wir seine schönste Schöpfungsgabe nicht brutal kaputtmachen. Und wenn es nun doch so ist, daß wir – noch immer – verhärtete Herzen haben, dann will er selbst uns zu Hilfe kommen. Uns fällt Manfred Hausmanns Buchtitel ein: „Liebende leben von der Vergebung“.

III.

Feier oder Wortgeschehen? – Die Leitfrage dieser Tagung muß uns auch jetzt beschäftigen, wenn es ums Abschiednehmen von einem Verstorbenen geht. Wollte man unter „Feier“ die Begehung verstehen, in der wir Menschen dem Ausdruck geben, was uns als Betroffene – als Betroffene auch in unserer „Religion“ – bewegt, dann blieben wir damit bei uns selbst: bei unseren eigenen Vorstellungen, Wünschen, Sehnsüchten, bei unserer Traurigkeit und Anfechtung, aber auch bei unserer (selbstgemachten) Hoffnung. Aber wir sagen ja „Wortgeschehen“ und meinen damit: es soll der Gott zu Wort kommen, dem wir auch sterbend gehören und der uns mit seiner Anrede trösten will, indem er unsere Hoffnung begründet und stärkt.

Eine Bestattungspredigt findet sich im Neuen Testament nicht. Eher erleben wir Abwehr und Abwertung des üblichen Trauerzeremoniells (am Hause des Jairus und am Grab des Lazarus). Die Toten mögen ihre Toten begraben! Jesus will nicht das lärmende, heulende Ritual der Traurigkeit. – Und was wollen die Menschen, die uns bitten, die „Feier“ für ihre Verstorbenen zu halten? Sie erwarten eine verbale Wiedervergegenwärtigung des zu Ende gegangenen Lebens. Und sie erwarten das Lob des Toten – wobei man manchmal das Empfinden hat, sie wollten damit eine Schuld abtragen, die sie in dessen Leben auf sich geladen haben, oder

doch wenigstens einen letzten Liebeserweis erbringen, der ein Defizit ausgleichen soll.

Nun, es ist nicht abwegig, der Vita des Verstorbenen zu gedenken und, so gut es geht, ihn selbst zu schildern und zu würdigen. Jedes Menschenleben ist Werk und Gabe Gottes. Gerade auch in seiner Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit und – was noch stärker ins Gewicht fällt – in seinem Angesprochensein durch Gott. „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen.“ „Deine Augen sahen mich, als ich noch nicht bereitet war, und alle Tage waren in dein Buch geschrieben, die noch werden sollten“ (Ps 139,16). Für vieles ist zu danken. Vieles bleibt auch unverstanden und undeutbar. Auch im Menschenschicksal waltet der „verborgene Gott“.

Umso wichtiger das Wort, in dem er sich offenbart. „Wir kennen nicht Gottes Wege, aber wir kennen Gottes Herz“ (M. Doerne). Und dazu sofort noch Luther: „Denn es auch billig und recht ist, daß man die Begräbnis ehrlich halte und vollbringe zu Lob und Ehre dem fröhlichen Artikel unseres Glaubens, nämlich von der Auferstehung der Toten und zu Trotz dem schändlichen Feinde, dem Tode, der uns so schändlich dahinfrißt ohn Unterlaß mit allerlei scheußlicher Gestalt und Weise“ (EA 56,300f, zit. nach Rietschel-Graff, Lehrbuch der Liturgik, S. 765).

Auch hier gehört vieles, was zu sagen ist, ins Vorgespräch.

Nun wieder zu dem Text, den wir befragen wollen: **Hebräer 4,1–11**.

Der Hebräerbrief ist der Gemeinde wenig bekannt. Er warnt und ermutigt eine müde gewordene Gemeinde, die in Gefahr ist, aus dem Glauben zu fallen, wahrscheinlich zurück ins Judentum. Aber gerade an alttestamentliche Überlieferung knüpft er an: der Glaube der Synagoge, wenn er sich selbst ernst nimmt, führt zu Christus. Insbesondere erinnert der Brief die Leser daran, daß wir hier keine bleibende Stadt haben, vielmehr die zukünftige suchen sollen. Damit sind wir mitten in der Thematik unseres Textes.

An manchem Friedhofsportal ist zu lesen: „Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes“. Nimmt man das Wort aus dem Textzusammenhang, dann atmet es Feierabendstimmung. Ist jemand müde von der Plackerei seines harten Lebens, dann ist es ein Trost: Du wirst dich ausruhen dürfen. – Aber der Text sagt etwas ganz anderes. Er sagt, daß die „Ruhe“ des Volkes Gottes, d. h.: die Zeit des unsteten Wüstendaseins zwischen Ägypten und dem versprochenen Lande der Verheißung *noch aussteht* (Urtext: *apoleípetai*). Was ist damit gemeint?

Seit 3,7 ist der Hebräerbrief mit dem Text Ps 95,7–11 beschäftigt. Die Gemeinde Gottes wird an die Wüstenzeit erinnert. Ein Gedanke, der sich durch den ganzen Brief hindurchzieht. E. Käsemann hat sein geistvolles

Buch über den Hebräerbrief überschrieben: „Das wandernde Gottesvolk“. „Verstockt eure Herzen nicht!“, hat Gott sein Volk beschworen und ihnen vorgehalten: „Vierzig Jahre war mir dieses Volk zuwider, daß ich sprach: es sind Leute, deren Herz immer den Irrweg will“; deshalb „sollen sie nicht zu meiner Ruhe kommen“ (dort V. 8–11).

So dehnte sich die Wüstenzeit, sie kamen nicht zu ihrer „Ruhe“, d. h. in das ihnen zugedachte und versprochene Zuhause – in „das Land“. „Das Land“ – *äráz jisrael* –, das ist für Israel „ein hochtheologischer Begriff“ (G. von Rad). „Diese *mⁿnuchá* [hebr. Wort für „Ruhe“] ist nicht Seelenfrieden, sondern die ganz konkrete Befriedung eines von Feinden geplagten, müde gewanderten Volkes, ... eine Gabe unmittelbar aus Gottes Hand“ (ders., Ges. Studien z. AT, 1958, 102). (Wir müssen diesen hochgeistlichen Hintergrund mitsehen, wenn wir erleben, wie das heutige Israel von seinem „Lande“ spricht.) – Man könnte statt von der *mⁿnuchá* (Ruhe) auch von der *nach^alā* (Erbe) reden; „Erbe“ ist der Landanteil, der dem einzelnen Stamm und in ihm der einzelnen Sippe zufiel. „Erbe“: das Stück „Seligkeit“, das uns, das mir zufällt! In geradezu triumphierender Freude stellt Josua nach Abschluß der „Landnahme“ fest: Von all den Verheißungen, die Jahwe zu dem Hause Israel geredet hatte, sei keine dahingefallen, alles sei in Erfüllung gegangen (Jos 24,43ff).

Unser Text sagt ganz anderes. Die „Ruhe“ steht noch aus! Wir sind noch nicht zu Hause, wir sind „das wandernde Gottesvolk“.

Kein Zweifel: das ist nicht der Erwartungshorizont des heutigen durchschnittlichen abendländischen Menschen. Woran ihm gelegen ist, das will er *heute* haben, und dies läßt er sich nicht wenig kosten. „Mittelfristig“, das ist schon weniger attraktiv; „langfristig“, das steht unter dem Verdacht des „St.-Nimmerleins-Tages“. Besser den Sperling in der Hand als die Taube auf dem Dache. – Wir verhehlen uns nicht, daß es unter den Christenmenschen nicht viel anders steht. In der Theologie sprach man von einem „eschatologischen Loch“, mindestens seit 200 Jahren. Unser Jahrhundert hat hier einen neuen Aufbruch gebracht. Der aber ist dadurch in Frage gestellt, daß die eschatische Realität, die mit Jesu Auferstehung begonnen hat (II Tim 1,10), allzu leicht dem Schaltvorgang der Entmythologisierung zum Opfer fällt. Was dabei herauskommt, kennzeichnet P. Althaus so: „Eschatologie gibt es (dann) nur, weil jetzt in der Geschichte das Letzte schon gegenwärtig, weil unsere Gegenwart durch das Wort von Christus ‚eschatologisch‘ ist“ (Die letzten Dinge, S. 2). – Erst recht wird dieses eschatologische Defizit in der praktischen Frömmigkeit um uns her wirksam. Die präsentischen Aussagen der Reichs-Gottes-Botschaft Jesu werden als die allein gültigen isoliert; alles andere wäre „Vertröstung“.

und man hat den Eindruck, als ob dieses Wort – Vertröstung – uns alle sofort in die Knie gehen läßt. Was würde ein Paulus dazu sagen, der christliche Hoffnung gerade als das Nicht-Sichtbare charakterisiert (Röm 8,24) und meint, wir wären die elendesten unter allen Menschen, wenn wir nur in diesem Leben auf Christus hofften (I Kor 15,19)? Das Insistieren aufs Heutige und Diesseitige ist, so muß man fürchten, ein Merkmal apologetischer Beflissenheit: man muß doch der ungläubigen Welt etwas vorzeigen können! – Nein, wir beargwöhnen nicht den Lebenswillen des Geschaffenen, auch nicht das verantwortungsbewußte Sich-Mühen und Kämpfen um den Erhalt der geschaffenen Welt. Aber wir wissen: die Ruhe des Volkes Gottes, also die „Seligkeit“ des verheißenen Lebens „steht noch aus“.

Wir müssen dem Begriff „Ruhe“ noch besondere Aufmerksamkeit widmen. Mit dem eben verfolgten Gedankengang kreuzt sich nämlich ein zweiter. In dem zitierten Ps 95,11 schwört Gott in seinem Zorn: „Sie sollen nicht zu meiner Ruhe kommen“. Wir haben bisher von der Ruhe des Volkes Gottes gesprochen; nun ist von der Ruhe *Gottes* selbst die Rede. Liest man schnell darüber hin, könnte „meine Ruhe“ soviel bedeuten wie „die Ruhe, die ich euch gebe“. Jetzt fällt uns auf: Gott selber will zur Ruhe kommen. „Jahwes Ruhe – ein Heilsgut, das nicht material, sondern personal, nämlich in Gott selber seinen Grund und seine Mitte hat“ (H.-J. Kraus im Psalmenkommentar z. St.). Gott wandert ja mit, wenn sein Volk unterwegs ist. Auch er will seßhaft werden. Als Salomo den nun vollendeten Tempel einweihte, schloß er sein Gebet mit den Worten: „Und nun, brich auf, Gott Jahwe, nach deiner Ruhestätte“. Wir lesen Ps 132,13f: „Jahwe hat den Zion erwählt, und es gefällt ihm, dort zu wohnen; dies ist die Stätte meiner Ruhe ewiglich; hier will ich wohnen.“ Wenn es dahin gekommen ist, wird es dabei bleiben? Hesekiel erlebt es in innerer Schau: die *Sch^hchiná*, die – wie soll man das Wort wiedergeben? – „Einwohnungsgegenwart“ Gottes, verläßt den Tempel und entschwebt nach Osten (11,22). Wenn, wieder nach Hesekiel, der neue Tempel erbaut sein wird, dann wird er wieder mit der Herrlichkeit Gottes erfüllt werden. Israels „Ruhe“ – nicht ohne Gottes „Ruhe“.

Sehen wir genau in den Text, dann entdecken wir: *diese* Vorstellung von Gottes Ruhe verbindet sich mit dem Wort von der Ruhe Gottes am siebenten Tag seines Schöpfungswerkes (V. 4): „Gott ruhte am siebenten Tag von allen seinen Werken“. Damit vollzieht sich das, was G. von Rad so formuliert hat: „Ganz neu ist das Verständnis der Ruhe als eines jenseitigen Heilsgutes“ (a. a. O., S. 106). Man muß den Schluß des ersten Schöpfungsberichts (unzutreffendes Wort) in 1. Mose 2,2 nicht einfach als

„Einsetzung des Sabbats“ verstehen (wie man nicht selten liest). „Es ist vielmehr die Rede von einer Ruhe, die vor dem Menschen da war und die durchaus auch, ohne daß der Mensch sie wahrnimmt, vorhanden ist. Die Aussage steigt gleichsam empor in den Raum Gottes und bezeugt, daß bei dem lebendigen Gott – Ruhe ist“ (von Rad, ATD 1. Mose, S. 48). Was für eine Ruhe? Ewiger Stillstand? Schweigen? Indifferenz (also: Nacht, in der alle Kühe schwarz sind)? Nein, die Ruhe Gottes in der Fülle seiner heilsamen Gedanken. Gott sieht, daß alles „gut“ ist. Diese Gottesverheißung *steht* noch; sie ist in Christus nicht nur aufbewahrt, sondern erneuert und aktualisiert. „Von Anbeginn der Welt sind Gottes Werke ‚fertig‘“ (3). – Was heißt das für uns?

Die Zukunftsaussagen der Bibel stellen sich uns auf zweierlei Weise dar. Einmal: Wir warten auf den Tag Christi. Unser Brief drückt dies auf seine Weise aus: er spricht von einer letzten Erschütterung und endgültigen Umwandlung der Welt (12,26). Zugleich weiß er aber auch, daß die endliche – nicht mehr zu erschütternde – Heilswirklichkeit schon besteht. Da gibt es die „Wolke von Zeugen“, die auf uns, die noch kämpfende Kirche – wie von den Tribünen eines Sportforums – herabschauen (12,1), die große Versammlung der oberen Welt, des himmlischen Jerusalem, der vollendeten Gerechten (12,22f). In der uns geläufigen neutestamentlichen Sprache geredet: Entsteht das, was der Hebräerbrief „die zukünftige Stadt“ nennt (13,14) erst durch die Auferweckung der Toten am großen Tage Christi – oder ist die Gemeinde der Vollendeten jetzt schon eschatische Wirklichkeit? Werden die Toten auferstehen – oder werden wir abscheiden, um bei Christus zu sein?

Unter den Bedingungen irdischen Lebens können wir nur im Raum-Zeit-Schema denken. Da kann Auferstehung nur zukünftig gedacht werden. Gott selbst aber und seine himmlische Welt sind dem Zeitschema nicht unterworfen; da sind „die Werke von Anbeginn der Welt fertig“ (V. 3). Irdisch gesehen ist Gottes vollendete Welt das große Noch-Nicht, reine Zukunft. Bei Gott ist alles ewige Gegenwart. Wir denken wieder an Kol 3. Schon ist der mit Christus auferstandene Mensch, die „neue Kreatur“, Wirklichkeit. Aber diese Wirklichkeit ist für uns noch verhüllt, wartet auf die „Offenbarung“ am Tage Christi. Schon sind himmlische und irdische Gemeinde eins (12,22ff). Aber als das wandernde Gottesvolk sind wir auch noch „unterwegs“, und wir werden dringlich ermahnt, am Ziel nicht „vorbeizutreiben“ (2,1), nicht „zurückzubleiben“ (4,1), sondern bemüht zu sein, „zu dieser Ruhe zu kommen“ (4,11).

Aufgrund seiner eigenen biblischen Vorgängertätigkeit und seiner Erfahrungen auf seinen Missionareisen, wußte Paulus sehr wohl, wie sehr Menschen